

TEIL IV (TASMANIEN)

Monika steht auf dem heißen Sand und blickt auf die im Minutentakt träge heranrollenden Wellen. Sie hat die erste und eventuell einzige Surfstunde ihres Lebens hinter sich, die sich auf eine Dauer von drei Stunden ausgedehnt hat. In den Armen hat sie kaum noch Gefühl und sie weiß, der nächste Tag wird ihr den extremsten Muskelkater ihres Lebens bescheren. Und doch ist sie so glücklich und zufrieden wie selten zuvor. Ihr ist, als hätte sie die Natur gebeten, sie aufzunehmen, und als hätte diese ihr tatsächlich Einlass gewährt.

Die wenigen Minuten, als sie das Brett drehte und anfang zu paddeln, dann auf Zuruf ihres Trainers aufstand und die ungeheure Kraft der Welle spürte, die sie aller Logik zum Trotz sicher zum Ufer trug, diese kleine Zeitspanne ließ in ihrem Inneren etwas geschehen, das sie erst nach und nach begreift.

Sie hat die Macht des Ozeans akzeptiert und sich der Welle überlassen und in diesem Moment hat die Natur sie aufgenommen und mit einer ungeheuren mütterlichen Energie versorgt ... Vor Jahren hatte ein Australier ihr in Berlin eine versteinerte Muschel in die Hand gedrückt und gesagt: „Das ist mein Versprechen; lerne surfen, du wirst schon sehen.“ Und nun hat er dieses Versprechen eingelöst. Er hat ihr seine Form der Wahrheit gezeigt und sie wird

ihm ihr Leben lang dankbar dafür sein, auch wenn er davon keine Ahnung hat. Oder doch? Vielleicht hat er das.

Kapitel 1 (Tasmanien)

Monika war nach zwei Wochen Australien nach Tasmanien weitergereist und wunderte sich: Die Tasmanen sind nicht gerade Poeten, was das Benennen von Orten angeht, dachte sie. Was eventuell daran lag, dass ein Großteil der Bevölkerung sich aus Abkömmlingen von ehemaligen Häftlingen und deren Aufsehern rekrutierte, denen die Poesie höchstwahrscheinlich schnurzpiegegal gewesen war. „Tasmanische Halbinsel“, „Tasmanische Brücke“, „Nennenswerte Höhle“ – prosaischer ging es einfach nicht.

Umso bemerkenswerter war die Tatsache, dass ihr Freund Saul aus Hobart ein ausgezeichneter Dada-Poet war. Sie hatte ihn vor Jahren in Berlin kennengelernt, was einiges erklärte, denn der Durchschnittstasmane würde nicht unbedingt ins ferne Berlin aufbrechen, um ein Jahr lang seiner (unbezahlten) Kunst zu frönen. Trotzdem war ihr Hobart als relativ offene Stadt begegnet, und abgesehen vom fast arktischen Klima eher als „laid back“, also entspannt, vorgekommen, mit einer relativ großen alternativen Szene. Das neue Museum für Alte und Moderne

Kunst in Hobart, MoNA, war gewissermaßen ein Projekt, um die Welt näher an diesen Außenposten der Zivilisation heranzuholen.

Monika hatte sich nach Down Under aufgemacht, um ihrer zunehmenden Konfusion bezüglich ihrer Zukunft und dem (Über-)Leben in London für ein paar Wochen zu entfliehen. Auch hatte die Sorge um Nasir während seiner Inhaftierung bei ihr einen Zustand von Erschöpfung hinterlassen, mit dem sie nicht gerechnet hatte. Ein lang diskutiertes und nie eingelöstes Geschenk ihrer Eltern zum 35. Geburtstag war auf ihren Wunsch nachträglich zu einem Ticket geworden und sie hatte sich anhand ihrer Bekanntschaften auf die drei Orte Sydney, Brisbane und Hobart beschränkt, da sie es vorzog, zumindest eine Woche an einem Ort zu bleiben.

Im MoNA in Hobart war ein Video des New Yorker Künstlers Richard Richardson zu sehen, welches ihr zu denken gab, und nicht unbedingt im guten Sinne. Es zeigte eine Versuchsreihe an einem jungen Mädchen, praktisch zum Kind stilisiert, welches verschiedene Labortests durchläuft. Es war zwar technisch exzellent aufgenommen, was unter anderem dem Kameramann zu verdanken sein mochte, ihrer Meinung nach war das Video aber zu voyeuristisch. Es war für sie leicht durchschaubar auf schockierend und beunruhigend getrimmt.

In Berlin hatte sie einmal ein bescheideneres und doch viel überzeugenderes Projekt vom gleichen Künstler

gesehen, welches die monatelange Dekonstruktion des Palastes der Republik im Zeitraffer zeigte (und monatelang eine Herde von Praktikanten und freiwilligen Helfern in Anspruch genommen hatte). Die pickenden Kräne, die Stück für Stück die Mauern herunterknabberten, wirkten wie Aasgeier, die die Reste des Sozialismus verspeisten. Dieser Film war wenigstens eine Form der Wahrheit gewesen. Zwar passte das nun in Hobart ausgestellte Video mit den Laborversuchen zu der eher dystopischen Kunstauslegung des MoNA, doch schien es ihr zu sehr auf den Erfolg hin modelliert – was anscheinend geklappt hatte. Sie fragte sich, ob der Künstler mit diesem Video nicht vielleicht sogar ein bisschen Verrat an sich selbst begangen hatte.

Zurück in ihrem skurrilen und schäbigen Backpacker-Einzelzimmer lud sie ihr Netbook auf und begann zu schreiben.

Das neue Museum in Hobart zeigt Richard Richardson. Er ist ein Künstler, der sich in einem Grenzland zwischen Wahrheit und oberflächlicher Ästhetik bewegt, wie eine große Boa, die sich auf dem Pfad zwischen Kunst und Öffentlichkeit entlangschlängelt. Ich würde seine Filme in ‚berechnend‘ und ‚wahr‘ aufteilen. In Hobart wird einer der eher berechnenden Filme gezeigt („Versuch“). Die Frage ist, ob ein von der Öffentlichkeit als Kunst akzeptiertes Werk an Wahrheitsgehalt zu- oder eher abnimmt ... Am Beispiel von einigen Künstlern, die sich aus der Öffentlichkeit zurückgezogen haben, könnte man sagen: Die Kunst im Verborgenen hat genauso viel Recht auf Existenz wie jene, die wahrgenommen

wird. Denn wahrnehmen heißt im Falle der Kunst nicht unbedingt verifizieren. Giacometti sagte, der Versuch sei schon alles. Egal, wer ihn als Kunst identifiziert. Doch der „Versuch“ von Richardson zielt auf Effekthascherei und verliert damit an Bedeutung, trotz aller handwerklichen Finesse.

Warum ziehen sich andere Künstler oftmals zurück? Weil sie merken, dass die Öffentlichkeit nicht die Wahrheit ist, die Natur aber schon. Oder auch die menschliche Natur. Doch bestimmt nicht der Widerhall der Medien.

VainGogh ließ nicht lange auf sich warten: *MS, Ihr Blog IST ein Medium.*

Giftspritze, dachte Monika. Sie fragte sich, ob VainGogh eine Art Standleitung zu ihrem Blog hatte, der ihm neue Einträge sofort anzeigte, damit er sie kritisieren konnte.

Aber auch DandyLongLegs war heute aktiv: *Komm schon, VainGogh. Wie ich annehme, sieht MS keinen Cent für ihren Blog – oder haben Sie etwa irgendwo Werbung gesehen? Und das ist eventuell ein Hinweis darauf, dass ihre Worte unbeeinflusst sind und damit zumindest ehrlich ...*

MS! Bezüglich der Künstler, die sich von den Medien zurückziehen: Ich bin der Meinung, dass J. D. Salinger der Öffentlichkeit entflohen, weil er die Welt genauso empfand, wie er sie in seinen Büchern darstellte, nämlich als unerträglich. Seine eigene Schreiberei führte ihn quasi mit einer gewissen Logik aus dem öffentlichen Leben direkt in das Refugium, in die Natur und in direkte menschliche Beziehungen, so schwierig die auch gewesen sein mochten. Was seine Bücher angeht, so präsentieren diese jedoch zumindest eine Form der Wahrheit ...

Kapitel 2 (Tasmanien)

„Monika! Komm zurück!“, so Poojas einziger Text, den sie bis jetzt in Tasmanien empfangen hatte. Doch heute würde sie einen Ausflug mit Saul zu den Wasserfällen der Lady Barron machen. Der Natur musste gehuldigt werden, so gut es ging, denn wie schön die Parks in London auch waren, mit der hiesigen arktischen Urwaldvegetation und den gigantischen Eukalyptusbäumen war einfach nichts vergleichbar. Sie zogen sich warm an, denn obwohl gerade tasmanischer Sommer war, sollte es heute noch in die Berge gehen. Ziel des Ausflugs waren die Lady Barron Falls, Wasserfälle mitten im Wald.

„Stell dich mal vor den Rieseneukalyptus“, sagte Saul und hantierte mit seiner neuen digitalen Spiegelreflexkamera. Sie stellte sich an die Borke des Baumes und spürte nach, ob sie wohl die Aushöhlung durch die Rinde hindurch fühlen konnte. Die hoch aufschießenden hohlen Bäume hatten die unliebsame Angewohnheit, bei Sturm zu brechen und die Straßen unbefahrbar zu machen. Bei den kleineren Arten bewunderte sie im Vorbeigehen die Rinde, die aussah, als hätte sie jemand mit groben bunten Pinselstrichen bearbeitet. „Das ist ein roter Eukalyptus“, erklärte Saul, „entgegengesetzt zu dem blauen Eukalyptus, der die Nationalpflanze von Tasmanien ist.“ Rote und blaue Bäume, dachte Monika. Der reinste Natur-Expressionismus.

Saul ging langsam weiter, wie es seine Art war, körperlich anwesend und doch nicht da. Typisch für eine hochsensible Persönlichkeit, fühlte er sich schnell von der ständigen Anwesenheit anderer überfordert und schlüpfte deswegen oft in die „innere Immigration“, wie sie es bei sich selbst nannte. Es war ihr schwergefallen, ihm klarzumachen, dass sie nichts von ihm erwartete, als Gastgeber zu sein, und letztendlich hatte sie sich in ein Backpacker Hostel zurückgezogen, um ihm nicht zur Last zu fallen. Trotzdem war sie sich relativ sicher, dass er sich über ihren Besuch gefreut hatte, denn er hatte ihr einen landestypischen Stein, den Carnelian, in eine Fassung setzen lassen und sie trug ihn um den Hals.

Am Tag vorher hatte sie ein paar Leute von seiner Uni kennengelernt, die sie ein wenig wie eine Außerirdische beäugelt hatten. Wer weiß, wie man hier noch über Deutsche dachte. Sie war sehr froh, dass die Maueröffnung weltweit ein positives Signal gesetzt und die Mär von der deutschen Krämerseele etwas aufgelockert hatte. Seit sie in Berlin lebte, sagte sie im Ausland immer, sie komme „aus Berlin“ und nicht „aus Deutschland“. Sie fühlte sich seit Jahren als Berlinerin, und so stand es nun auch in ihrem Ausweis. Doch es war über ein paar höfliche Fragen ihr gegenüber nicht hinausgegangen und schon bald waren die Partygäste wieder mit ihren eigenen Themen beschäftigt gewesen. Sie hatte sich jedoch nicht ausgeschlossen gefühlt, was wohl mit Sauls natürli-

cher Art, sie wie eine alte Freundin zu behandeln, gelegen hatte. Sie hatte das Gefühl, so ganz nebenbei seine Wahlfamilie kennengelernt zu haben.

Mike Newby hatte sie kontaktiert und ihr auf eine Anfrage geantwortet, was eine Ausstellung in Europa anging. Tatsächlich würde er bald im Rahmen der Frieze Art-Messe in London ausstellen und sie hatte angeboten, für ihren Blog und vielleicht auch für örtliche Medien eine Rezension zu schreiben. Natürlich hatte sie keinen Schimmer, wie sie diese an den Mann oder die Frau bringen sollte, doch irgendwie verspürte sie Rückenwind, seitdem er zugesagt hatte. Sie würde ihn also bald nach ihrer Rückkehr treffen, immer gegeben, dass seine Gesundheit den Flug überhaupt erlaubte, und irgendwie gab ihr dieser Gedanke einigen Auftrieb. So hatte sie wenigstens *einen* guten Grund, nach London zurückzukehren.

Ihr „Temp“-Job in dem Theaterbüro war ihr mehr und mehr wie eine langweilige Sekretärinentätigkeit vorgekommen und sie brauchte dringend Ausgleich. Es war schwer, sich vorzustellen, dass sie solche Jobs bis an ihr Lebensende machen sollte, nur um die Miete zu zahlen. Und doch war ihr bewusst, wie glücklich sie sich schätzen konnte, als Ausländerin überhaupt etwas gefunden zu haben und dass ihr die Zeitarbeit eine relative Freiheit gewährte.

Sie war beim Wandern in Gedanken nun selbst abgedriftet und wurde sich erst jetzt eines immer stärker werdenden Rauschens bewusst. Nur noch eine Bie-

gung und plötzlich standen sie mitten zwischen den Bäumen vor den gigantischen Wasserfällen. Es war unglaublich feucht und das Sonnenlicht, durch Farne und Wasser gefiltert, mutierte zu einem grünlich irisierenden Gefunkel. Das hier waren richtige Urwaldwasserfälle und sie hatte so etwas noch nie gesehen. Saul grinste, als er ihr Gesicht sah, und schien den Anblick selbst sehr zu genießen. Immerhin war er ja auch ein Stadtkind.

Auf der Rückfahrt kehrten sie in einem seltsam aussehenden Lokal ein, das eigentlich ein umgebautes Wohnzimmer zu sein schien. Es war zunächst niemand da, außer einer schlummernden Katze auf dem Sofa. Dann trat aus dem Dämmerlicht, wie aus einer anderen Welt kommend, eine ältere Frau auf sie zu und begrüßte sie mit den Worten: „Hello, my Darlings, come on in!“ Sie bestand darauf, zum Kaffee selbst gebackene Scones zu reichen, und das erinnerte Monika an das Franck’s in New York und an Ophelias Backkünste.

Sie hatte seit Ewigkeiten nicht mehr an den Laden gedacht und verspürte zu ihrer Verwunderung so etwas wie Heimweh. Eigentlich hatte sie New York mit einem immensen Gefühl der Erleichterung hinter sich gelassen, doch nun war sie plötzlich an ihre vertrauten Kaffeestunden mit Nasir erinnert worden. Sie spürte ein Ziehen im Bauch und war sich plötzlich bewusst, wie weit sie in diesem Tasmanien vom Rest der Welt entfernt war. Nun, noch eine Woche und sie

musste zurück nach Sydney und wenige Tage darauf ging ihr Flug nach London. Ein seltsames, quasi enterdetes Gefühl hatte sie seit ihrer Ankunft in den gesamten drei Wochen, die sie in Australien war, nicht verlassen. Es war mit dem Gefühl vergleichbar, welches sie gehabt hatte, als sie die Menschen in Berlin auf der Mauer hatte sitzen sehen: als ob ein Film ablief, dessen Rollenbesetzung sie verpasst hatte.

Während ihres Besuches hatte sie im Versuch, sich zu erden, sowohl in Sydney als auch in Brisbane in den Museen gezielt die Kunst der Aborigines aufgesucht, um zu verstehen, was dieses Land im Kern ausmachte. Sie hatte etwas über die Traumreisen gelernt, mit deren Hilfe sich die Aborigines die Wanderstrecken ihrer Ahnen durch die Wüste gemerkt hatten. Religion und Natur waren für die Ureinwohner das Gleiche gewesen und ihre Malerei hatte in ihrer hoch symbolischen und abstrakten Art eine im wahrsten Sinne des Wortes wegweisende Funktion innegehabt. Nun lebten die Aborigines aber in Städten und bekamen Integrationsprogramme. Heilung war nötig in diesem Land, und die hatte gerade erst begonnen.

Wenn Monika dann nach ihren Museumsbesuchen durch die Straßen Sydneys mit ihrer seltsam deplatziert wirkenden viktorianischen Architektur gelaufen war, hatte sie sich noch mehr so gefühlt, als sei sie fehl am Platz; an einem Ort, der selbst fehl am Platz war. Eine Art doppelte Entwurzelung. Da war ihr die

modernistische Architektur Brisbanes lieber gewesen, die zumindest ehrlich zeigte, was sie war: ein Ausdruck von wirtschaftlicher Identität mit junger Geschichte und basta. Doch das Gefühl ließ sie nicht los, dass in diesem Land die Wahrheit selbst nur in der Natur wirklich gegenwärtig war – und die scherte sich hier wenig bis gar nicht um den Menschen.

Australien kam Monika vor wie eine große Masse roter Erde, an deren Rand sich mühsam einige Enklaven, vollgepfropft mit Menschenmassen, gebildet hatten. Im Gegensatz zu Europa schien der Mensch auf diesem Kontinent irgendwie überflüssig. Und doch bediente er sich an den Rohstoffen, feierte ein Barbecue nach dem anderen und fraß dabei die Tiere und Früchte des Landes, auf dem er wandelte ...

Am ehrlichsten waren ihr noch die Surfer vorgekommen. Die akzeptierten fraglos die Übermacht der Natur und wurden durch ihre Tätigkeit im Grunde eins mit ihr, ohne sie dabei im Geringsten zu beschädigen oder auszunutzen. Im Grunde waren die Surfer die wahren Poeten dieses Landes, dachte Monika, sagte dies jedoch wohlweislich nicht laut in Sauls Gegenwart, der seinerseits Surfer nur als eingecremte Idioten wahrnahm.